

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 18

Artikel: Die Wolke
Autor: Friedrich, Gerhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Nein, auch das kann ich Ihnen beweisen.“

Er öffnete die innere Schale des Medaillons und wies ihr eine ganz feine Eingrabierung, die nichts trug als den Namen der andern Frau: An Antoinette.

Sie konnte es nicht glauben; die erste Widmung, die er für sie selbst hatte machen lassen, war ausgemerzt, man sah noch die Spuren, und dafür dieser Name!

„Es ist genug“, sagte sie, „haben Sie nicht Ihre Absicht erfüllt? Wollen Sie mich nicht allein lassen?“

Er entfernte sich von ihrem Bett und sagte:

„Ja, wenn Sie mir schwören, daß Sie niemals etwas von meinem Erscheinen in diesem Hause verlauten lassen. Weder meine Mutter, noch sonst irgend jemand soll wissen, was aus mir geworden ist. Ich bin verschollen, ich bin nach ihrer Meinung in der Fremdenlegion untergegangen, sie soll dabei bleiben. Ich verschwinde jetzt wieder, wie ich gekommen bin, im Schatten der Nacht. Schwören Sie, daß Sie nicht Ihre Dienerschaft aufbieten, mich nicht verfolgen lassen?“

Sie erhob ihre furchtbar zitternde Hand:

„Ich schwöre.“

Da war er auf einmal lautlos im Korridor verschwunden; ihr war, als höre sie seine kakenhaften Tritte durch das Treppenhaus, dann ein Klirren des Gartentores, dann nichts mehr...

*

Am Morgen kam die Dienerin mit verstörtem Antlitz in das Zimmer ihrer Herrin:

„Gnädige Frau, Frau Gräfin, — es ist, es ist etwas geschehen, — o, ich arme Person, o, der ärmste Urban!“

„Was ist geschehen?“ fragte die Gräfin, die so tat, als erwache sie eben, mit einer so strengen Stimme, wie man sie sonst nie an ihr hörte.

„Im Schreibzimmer alles aufgebrochen, die Geldkassette weg, Spuren auf dem Teppich, — es ist eingebrochen worden.“

„Hilf mir,“ sagte Frau von Monteuil, indem sie sich erhob.

Dann ging sie hinunter in das Zimmer, wo ihr hübscher Schreibtisch mit offenen Schubladen stand, wo die Papiere auf der Erde zerstreut lagen; sie schaute alles wie geistesabwesend an, und Veronika wunderte sich über die Massen, daß ihre Herrin kein Wort sagte.

Urban kam schlotternd herbei; die Herrin befahl, Ordnung zu machen. Kein Wort ließ sie laut werden, das als Vorwurf für die zwei Alten hätte gelten können. Schweigend verharrte sie den ganzen Tag. Auf die schüchtern vorgebrachte Meinung des alten Dieners, man sollte die Polizei verständigen, schüttelte sie nur gebieterisch den Kopf.

Aber spät am Nachmittag kam der Vater. Mit Schrecken vernahm er das Vorgefallene. Er faltete in Mitleid und Selbstanklage die Hände über dem Haupte.

„Wie konnte das möglich sein? Habe ich Sie nicht genügend gewarnt? Mir war doch so zu Mute, als sollte ich Sie vor etwas schützen. War denn Ihr Haus so leicht zu erbrechen?“

Sie versuchte zu lächeln, und sagte in geheimnisvollem Ton: „Gerade gestern vergaßen wir alle, das Haustor zu schließen; es mußte so sein.“

Und als sie allein mit ihrem Freunde zusammen saß, beruhigte sie ihn und malte ihm aus, daß der Räuber ja nur ein wenig Geld entwendet habe, daß es viel schlimmer hätte sein können.“

Der Vater jammerte: „Ach, ja, Gott sei Dank, daß er nicht bei Ihnen eingedrungen ist; wie sehr wären sie erschrocken. Sie hätten um Hilfe schreien wollen, und wer weiß, er hätte Ihnen vielleicht einen Dolch ins Herz gestoßen.“

Sie sah ihn mit aufgerissenen Augen an und erwiderte zusammenschauernd:

„Ach ja, er hätte mir einen Dolch ins Herz gestoßen.“

Anna Burg.

Die Wolke.

Eine rosenrote Wolke
glüht am Abendhimmel auf.
Über ferne, stille Hügel
nimmt die Sonne ihren Lauf.

Doch noch einmal vor dem Scheiden
taucht sie alles warm ins Licht.
Und die rosenrote Wolke
ist ihr lieblichstes Gedicht.

Gerhard Friedrich.